

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 15

Artikel: Werner Neuhaus

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639631>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

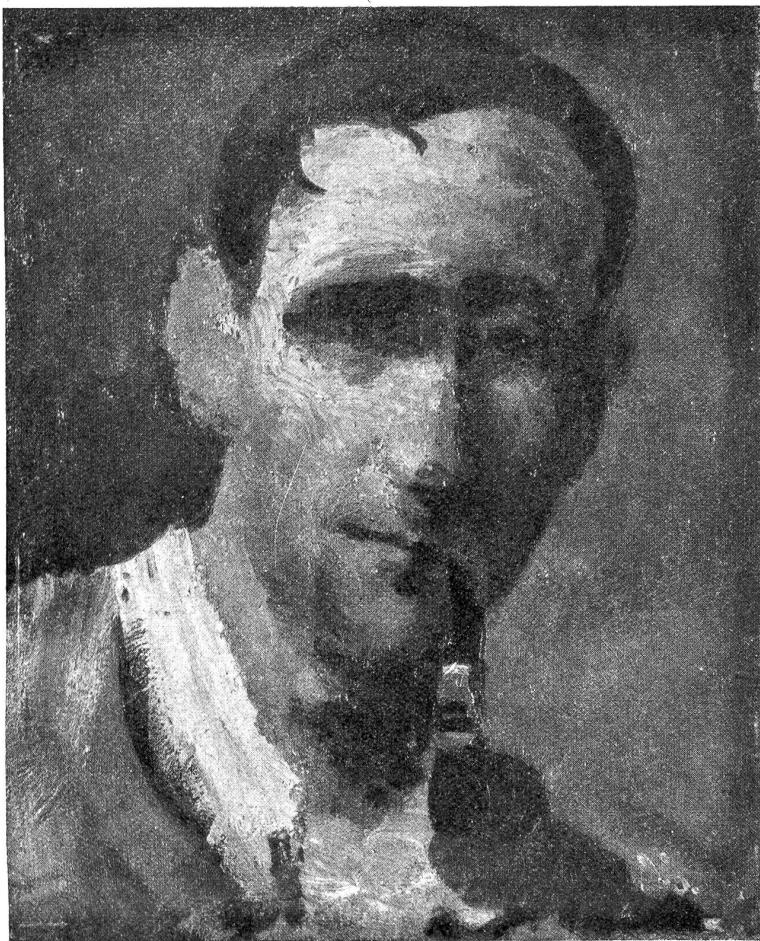
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Werner Neuhaus: Selbstbildnis 1932.

Schomronim geboren und dieser trotz seines Absterbens stolze Stamm (sie selbst nennen sich Schomrim, ja sogar Schomrei Thora, Hüter des Glaubens) sucht vergeblich nach Frauen für seine tümmerlichen Söhne. Die Juden verweigern ihnen von alters her die Töchter und die Samaritaner wieder verschmähen die Araberinnen.

Als wir alles gesehen und diese leibhaftige Legende aus den Kindertagen der Menschheit bewegten Herzens in uns aufgenommen hatten, merkten wir erst, daß es Zeit war, das Bergplateau zu verlassen, um noch vor Einbruch der Dunkelheit die nahe Stadt zu erreichen. Schon verließ sich die Menge der Zuschauer, die mit ihrer modernen Kleidung die Einheit des antiken Bildes gestört. Ein letzter Blick zu der Opferstätte. Dort rauchten noch die verlöhlten Eingeweide über dem offenen Holzfeuer. Hier saßen noch Männer bei den Überresten des Mahles. Aber langsam lösten sich auch diese von dem auslingenden Fest. Das lezte Murmeln der Gebete erstarb und ein friedliches Lagerleben des uralten Stammes blieb auf dem der Einsamkeit wiedergegebenen, Heiligen Berg zurück.

Wir aber schritten indessen, die Seele von Eindrücken schwer, gegen Sichem-Nablus herab und erreichten noch längst vor der jäh niederstürzenden morgenländischen Dunkelheit die weiße Stadt mit den würzelförmigen Gebäuden und der weiß leuchtenden, fühln überwölbt Moschee, vor deren schlankem Minarett der uralte Brunnen leise plätscherte.

Sentenz.

In jeder tiefen Bewegung, sei sie froher oder schmerzlicher Art, gibt uns Gott ein Mittel zu geistiger Erneuerung an die Hand.
Wildermuth.

Werner Neuhaus.

Die Berner Kunsthalle hat ihn noch einmal aufgenommen, in sorglicher Art seine Frühwerke und seine ruhigeren Arbeiten der letzten Jahre zu einer Gesamtschau vereinigt, und das Berner Streichquartett spielte dem früh Dahingegangenen das Werk eines ebenso jung Verschiedenen, des wundersamen Musikers Mozart. Solch ein musikalischer Eingang zu einer Bilderschau kann nur erhebend, wenn auch wehmutsvoll erhebend stimmen. Man schreitet durch das Reich dieser beiden jungen Künstlernaturen, ehrfürchtig, weil der Musiker, der schon in frühesten Jahren den Weg des eigenen Schaffens fand, die letzte Meisterschaft erreichte; weil der andere, der Maler, später zur Kunst gekommen, so ergreifend viel Ringen um die Vollendung zeigt.

Der Gang durch die Säle, in denen das Werk von Werner Neuhaus vereinigt ist, mag also als Gang durch sein ganzes Künstlerleben gelten. Die Erstlinge sind von den Bildern der mittleren Schaffensperiode und wiederum von denen der letzten Jahre in Technik, in Motivwahl, besonders aber jeweils im Kompositionsmut und im Elan der Farbgebung stark unterschieden. Es besteht nicht das langsame Wachsen dessen, der seinen Weg schon endgültig gefunden hat und auf diesem nun zielbewußt weiterschreitet; es ist vielmehr ein Auf und Ab, hier etwa bei Euno Amiet oder bei Kirchner verweilend, dort wieder dem eigenen Impuls folgend und einer sehr persönlichen Kunst entgegen drängend.

Dieser Drang nach vorn muß bei Neuhaus verschiedene Gebiete streifen, anders ließe es seine junge Künstlernatur gar nicht zu. Auf dieser Streife dem Wahren und Erdverbundenen entgegen findet er die beiden Hauptmotive, die ihn immer wieder beschäftigen: die Landschaft und das menschliche Portrait. In der Darstellung der ersten als Anfänger noch führner und großzügiger schaffend als später, wird dagegen die Wiedergabe der Köpfe immer eindringlicher und sicherer. Beides beruht auf ernsthafter Vertiefung in die Materie: die Landschaft, mehrheitlich in Öl wiedergegeben, zeigt sich nach und nach in zahlreicheren Einzelheiten, wird dadurch naturalistischer, naturgetreuer, aber nicht immer an Ideengehalt bereichert; das Portrait seinerseits gewinnt durch vertieftes Erfassen an Intensität.

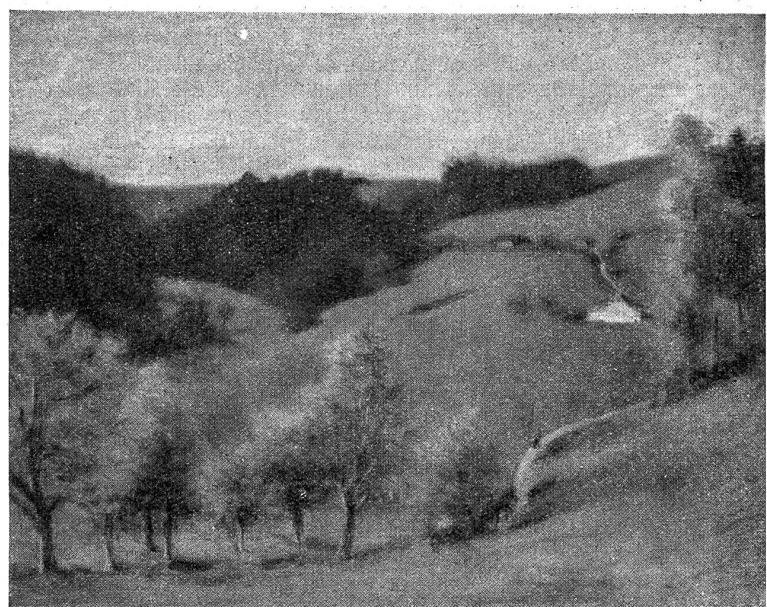
Mit Farbstift und dann besonders in Pastell hat Werner Neuhaus von den trefflichsten Bildern geschaffen, die in dieser Technik überhaupt zu erarbeiten sind. Eine fast ungekannte Buntheit wird mit großem Rönnertum derart überzeugend zusammengezwungen, daß trotz den reichen Tönen die markantesten, belebtesten, charakteristischsten Köpfe entstehen. Der sparsame Stift weiß das Kinderantlitz ebenso sicher zu formen, wie dies der farbigen Vielfältigkeit in den älteren Charakterköpfen gelingt. Die Porträtmalerei wäre bestimmt des Künstlers dankbarstes Schaffensgebiet geworden; ja, wenn bei diesem jungen Maler jetzt nach endgültigen Formen Ausschau gehalten wird, so müssen sie in seiner Porträtkunst gefunden werden.

Die Landschaft des leider so jung Verstorbenen ist die des Emmentals. Ursprünglich wegen seines Basler Aufenthalts mehr in der Baslerischen Landschaft die Motive suchend, hat er sich später Land und Leuten des Emmentals ganz verschrieben. Seinem langsam beruhigten Künstler-temperament entsprechen die sanften Wellungen dortiger Hügel, Wälder und Matten. Und als Stillleben natürlich das bäuerliche Stillleben! Seine Entwürfe zu fernher ge-

holten Motiven, deren Ausstellung eher nur im Sinne einer möglichst umfassenden Gedächtnisausstellung gerechtfertigt ist, dienen zur Kenntnisnahme seiner suchenden, oft nur unsicher tastenden, oft aber mit erstaunlichem Geschick das Wesentliche erfassenden Arbeitsweise.

Und hier, wo er Wesentliches getroffen hat, setzt er sein Suchen stets aufs neue fort. Das macht ihn zum gewissenhaften Künstler, das hat ihn nach und nach in eine bestimmte Bahn hineingeführt. Es war eine verheißungsvolle Bahn; wo sie im Tode ein plötzliches Ende nimmt, stehen wir betroffen als Weggefährter, lernen den ernsthaft Streben dennoch mal gerade in seinem künstlerischen Ernst lieben und legen an den abgebrochenen Weg den Kranz der Ehrfurcht vor jung zerstörtem Künstlertum.

ing.



Werner Neuhaus: Herbststimmung, Grabenhalde 1930.

Villa «Serena».

Von Edgar Chappuis.

Die hohen Bogenfenster der Villa Serena ließen die Morgensonne in die luftigen, elegant ausgestatteten Räume flutten. Vom Turme des im pompejanischen Stile gebauten Hauses wehte die italienische Tricolore im Winde und ein prächtiger, schneeweißer Pfau flog vom Dach auf einen blühenden Tulpenbaum, von welchem er sich nachher langsam auf den grünen Rasen, der den Springbrunnen umgab, gleiten ließ. Das Ganze war ein Bild des anmutigsten Friedens, den sich großer Reichtum zu schaffen vermag.

Die Villa Serena war die schönste am See und die Gemeinde C. besaß in ihrem Besitzer den besten Steuerzahler.

Der alte Graf Sforza, pensionierter italienischer General, der noch unter Garibaldi mit gekämpft hatte, bewohnte das schloßähnliche Gebäude allein mit seiner bildschönen, noch nicht dreißigjährigen Tochter Iolanda, die sich bei den Vergnügungen der römischen Welt des Hochadels die Lungenbeschwerden geholt hatte und nun an diesem stillen, von der Natur so reich ausgestatteten Erdenfleck Genesung des Leibes und der Seele erhoffte.

Denn nicht nur körperlich stark war die stolze Iolanda, welche vom Morgen bis zum Abend in wallenden, weißen Gewändern auf der nach dem See liegenden Terrasse zu

sitzen pflegte, auch ein seelisches Leiden verdüsterte die Tage dieses verwöhnten Menschenkindes, dem alle Freuden der Welt zur Verfügung standen. Nachdem die Grafentochter mehrere Jahre hindurch mit einer großen Zahl junger Männer ihrer Gesellschaftsklasse getändelt und geflirtet hatte, war sie so allmählich in den Ruf gekommen, eine arge Herzbrecherin zu werden, der aber die Hauptsache, das Herzengefühl selber, fehlte. Und wie sie nun immer mehr in die Jahre kam, wo es hieß, sich nach einer passenden Partie umzusehen, war sie einsamer geworden, trotzdem sie es bis vor kurzem, ja noch den ganzen letzten Winter hindurch, nicht unterlassen hatte, alle Hofälle und derartige Anlässe mitzumachen. Nun lag sie stark im einsamen, weltentlegenen C. am Lagonersee und nur der alte Herr Papa, den die Gicht griesgrämig gemacht hatte, und eine verknöcherte Gesellschafterin bildeten ihren Umgang, der ihr jetzt, nach dem glänzenden Leben, das sie geführt, doppelt eintönig und öde vorkam.

Sie sah sich dahinwelken und fühlte, daß sie die beste Zeit ihres Lebens nutzlos verändert und vergeudet hatte. Im letzten Dezember war es gewesen, als der junge, sanfte Gelehrte mit den traurigen Augen sich ihr genähert hatte. Aber da sie auch diesen wie bereits so viele andere leichtfertig und scherhaft genommen hatte, war es zu keinem Entschluß gekommen, denn der Mann hatte seine Liebe ernst genommen und sich gekränkt abgewandt. Heute, nach Monaten, nachdem der einsame, stille Winter voller Einkehr und ernsten Nachsinnens vorüber war, fühlte Iolanda, daß sie das Glück ihres Lebens verscherzt hatte. Jenen stillen, gereiften Mann mit der hohen Stirn und den treuen Augen hatte sie geliebt, sonst noch keinen vor ihm. Aber nun war es zu spät. Er war längst fortgezogen und sie wußte nichts mehr von ihm, als daß er irgendwo im Ausland zum ordentlichen Professor ernannt worden war und ausschließlich seiner Wissenschaft lebte. Auch er hatte eine Hoffnung begraben müssen, eine Hoffnung, deren Erfüllung in Iolandas schlanken weißen Händen gelegen wäre, hätte sie nicht achtlos mit einem Manne gespielt, der in ihr die Auserwählte seines Herzens gefunden hatte.



Werner Neuhaus: Frühling 1934.